



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der drohende Conflict in Japan.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mus wieder zum Leben verhasfen, ist in staatsrechtlichen Schriften genügend nachgewiesen. Für den einfachen Volksverstand bedurfte es solchen Nachweises nicht. Es leuchtete jedem ein, daß ein gegebenes Wort, ein geleistetes Gelöbniß, ein verkündigtes Gesetz nicht in einem Wege rückgängig gemacht werden konnte, welcher es ganz unbeachtet ließ, daß ein Wort gegeben, ein Gelöbniß geleistet, ein Gesetz verkündigt war. Der Rechtsinn des Volkes ward durch das von den neuen Ministern mit dem Volksrecht getriebene Spiel auf das tiefste verletzt und empört, und gewiß hätte ein offener Gewaltact, gestützt auf die ausgesprochene Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit, viel weniger verderblich auf die öffentliche Sittlichkeit eingewirkt, als die zum Zweck der Wiederherstellung des Feudalismus aufgebotene Rechtskünstelei.

### Der drohende Conflict mit Japan.

Während im continentalen Europa die polnische Frage den Gesichtskreis verdüsterte, England einem verhängnißvollen Kriege mit Amerika entgegen zutreiben schien, traf um die Mitte des vorigen Monats auch aus dem fernen Ostasien unerfreuliche, mehr als eine der Mächte in ihren Interessen bedrohende Kunde ein. Längst schon herrschte in Japan, dem kaum erst unserm Handel und Gewerbefleiß erschlossenen, bedenkliche Gährung gegen die einem einflußreichen Theile des Volkes verhassten und selbst der Regierung jedenfalls unbequemen Fremden, die sich durch mancherlei Feindseligkeit kundgab. Eine Zeit lang konnte man glauben, diese Aufregung werde sich legen. Aber die neueren Nachrichten haben dargethan, daß dazu wenig Hoffnung ist, daß die Unzufriedenheit täglich wächst und daß eine allgemeine Revolution im Anzuge ist. Zunächst wiederholte Mordversuche gegen die Mitglieder der neuerrichteten Consulate und Handelshäuser. Dann Auswanderung des Adels aus Jeddo, der den Ausländern geöffneten und den Angriffen derselben bloßgestellten Residenz des Teikun, nach Miako, der Stadt im Innern, in welcher der Mikado, der sogenannte geistliche Kaiser Japans, jetzt das Haupt, wenigstens das Panier der Mißvergnügten, Hof hält. Endlich eine gebieterische Aufforderung des letzteren an die weltliche Regierung, die westlichen Barbaren ohne Verzug aus dem Lande zu treiben.

Noch schlimmere Nachrichten brachten die letzten Posten. Die fremdenfeindliche Partei hat mit keckster Verletzung des Völkerrechts das Haus der britischen Gesandtschaft zu Jeddo in die Luft gesprengt, und die Regierung des Teikun hat ihre bisher bezweifelte Schwäche gegenüber dieser Partei offen und unzweideutig bekannt: sie hat die angeblich zur Befestigung der mit den europäischen Mächten abgeschlossenen Verträge im vorigen Jahre zu uns abgeordneten, in unsern Hauptstädten als Boten schöner Hoffnungen vielfach gefeierten Gesandten bei ihrer Rückkunft ihrer Würden und Aemter entsetzt, weil ihnen ihre eigentliche Aufgabe, Aufschub des Vollzugs der Bestimmungen jener Tractate zu erlangen, mißlungen war. Ein solcher Vertrag besteht auch zwischen Preußen und Japan, und da derselbe sehr wesentliche Interessen betrifft und in den Kreisen der Sachkenner zu großen Erwartungen für die Zukunft Anlaß gab, so wird eine Erörterung der hier in Frage kommenden Verhältnisse von Nutzen sein.

Wir betrachten, indem wir dabei vorzüglich den neuesten Mittheilungen über Japan\*) folgen, zuerst die Bedeutung dieses Reiches, welches nicht mit Unrecht das „Großbritannien Ostasiens“ genannt worden ist, für den Handel Europas, dann die Ursachen der jetzt dort sich entwickelnden Krisis und schließlich die Widerstandsmittel der Japanesen für den Fall eines Angriffs von europäischer Seite.

Wenn manche Reisende von der commerziellen Bedeutung Japans geringe Begriffe hegten, so ist unser Berichterstatter entschieden anderer Meinung, und die Thatsachen, die er anführt, stellen die Richtigkeit seiner Erwartungen außer Zweifel. Bis 1857, wo die Holländer durch Vertrag größere Handelsfreiheit erlangten, bestand ein Haupttheil ihrer Einfuhr in Rohseide, die sie aus China holten. Bis dahin baute man in Japan nur nothdürftig so viel Seide, als für den Bedarf der höhern Stände erforderlich war; denn die Regierung bestimmte die Preise, und so blieb dem Erzeuger nur ein geringer Gewinn, der nicht zu größerer Anstrengung bewegen konnte. Jetzt aber findet der japanesische Landmann, daß er mindestens das Fünffache der frühern Einnahme für seine Seide erzielen kann, und die Folge ist, daß schon 1860 allein von Jokuhama 6000 Ballen Rohseide nach Europa verschifft wurden, abgesehen von den großen Quantitäten Manufacturseide, die alljährlich aus Nangasaki zu uns kommt, und nicht zu vergessen, daß von Seiten des Staates nichts für, wohl aber von Seiten der dabei interessirten Beamten manches gegen das Emporblühen dieses Handelszweigs geschehen ist, und daß andrerseits die ausgeführte Seide bisher

\*) Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe von Reinhold Werner, Lieutenant zur See 1. Classe. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1863.

lediglich aus den Theilen Japans kam, welche dem Teikun vollständig unterworfen sind und welche nur etwas über ein Achtel des ganzen Landes ausmachen. Die übrigen sieben Achtel, von Fürsten beherrscht, die zu dem Kaiser nur in einem sehr losen Abhängigkeitsverhältniß stehen, sind dem Verkehr mit dem Ausland völlig verschlossen, werden demselben aber ohne Zweifel mit der Zeit sich ebenfalls öffnen, da die Mächte, auf dem betretenen Wege beharrend, die Interessen des Volkes und somit dessen guten Willen für sich haben würden, falls jene Fürsten bei ihrem Absperrungssystem beharren wollten.

Aber schon unter den jetzigen Beschränkungen wird man von Jahr zu Jahr mehr Seide auf Kosten des Reis bauen. Java und Siam liefern letzteren so reichlich, daß der Japanese ihn von dorthier nur wenig theurer als aus dem Lande selbst bezieht, während ihm eine Maulbeerpflanzung jetzt das Fünffache von früher einträgt. Die Rohseide Japans ist übrigens besser als die chinesische, und dasselbe gilt von der verarbeiteten. „Das Stück vom schwersten weißen Krepp,“ erzählt unser Gewährsmann, „33 Ellen lang und  $1\frac{1}{2}$  Elle breit, kauften wir zu Jeddo im Laden zu 36 Ipebu, also die Elle zu etwa  $17\frac{1}{2}$  Silbergroschen, schwarzen Atlas,  $1\frac{1}{4}$  Elle breit, ein ebenso schöner, fast unverwüßlicher Stoff, in Nangasacki zu demselben Preise. Die Muster sind japanische, aber so geschmackvoll, daß sie auch in Europa außerordentlich gefallen.“

Ein anderes Product hat gleichfalls Aussicht, ein Handelsartikel von Bedeutung zu werden: der Thee. Derselbe stand bisher hinter dem chinesischen an Güte zurück und wurde deshalb nicht verlangt. Nachdem sich jedoch herausgestellt hat, daß der chinesische und der japanische Theestrauch sich von einander nicht unterscheiden und daß die schlechtere Qualität der Blätter des letzteren lediglich eine Folge der ungeschickten Behandlung ist, haben europäische Häuser mit der Bereitung und Röstung des Thees vertraute Chinesen kommen lassen, und im Jahre 1861 wurde bereits eine halbe Million Pfunde nach den westlichen Häfen versandt.

Sodann ist Japan ein sehr metallreiches Land, und namentlich die Kupferminen könnten, eifriger und geschickter betrieben, eine ungeheure Masse dieses Erzes für die Ausfuhr liefern. Trotz jenes nachlässigen Betriebs der Bergwerke ist das Kupfer hier außerordentlich wohlfeil, und nirgends wird es so viel in der Hauswirthschaft verwendet. Eine gleiche Zukunft haben die japanesischen Steinkohlen, die sich namentlich in Kiusiu in unerschöpflichen Lagern finden. Bis jetzt erreichten sie allerdings nicht die Güte der englischen, es ist aber sichere Hoffnung vorhanden, daß sie jenen vollkommen gleich kommen werden, wenn man tiefer gräbt; denn die, welche man jetzt gewinnt, sind bereits hundert Procent besser als die vor einigen Jahren gelieferten. Uebrigens aber ist der Preisunterschied so erheblich, daß bei rationeller Bearbeitung der Schachte, wie

sie jetzt begonnen hat, Ostasien sehr bald seine Kohlen statt aus England von hier beziehen wird. „Wir haben,“ berichtet unsre Quelle, „in Singapore, Hongkong und Schanghai 17 bis 20 Dollars für die Tonne Wales-Kohlen bezahlt, während wir eine Quantität japanesischer von demselben Rußeffect in Rangasaki für 4½, in Hongkong für 10 bis 11 Dollars kauften. Schon jetzt gehen jährlich über hundert Schiffe nach Rangasaki, um Kohlen für China zu holen, und alle Kriegsdampfer, welche in der Nähe vorbeipassiren, versehen sich damit.“

Ein anderer beachtenswerther Ausfuhrartikel wird mit der Zeit Raysöl werden, von welchem der Pikul — 120 Zollpfund — jetzt 8 Thaler kostet. Ferner Wachs, welches aus den Beeren des allenthalben wildwachsenden Wachsbauums gepreßt wird und an Weiße, Festigkeit und Brennfähigkeit unserm Bienenwachs kaum nachsteht. Dann besitzt Japan treffliches Bauholz, namentlich einen großen Reichthum von Cedern, Kampherbäumen, Eschen und Eichen. Endlich eignen sich eine Anzahl der Manufacturartikel des Landes zur Ausfuhr nach Europa. Seine Seidengewebe sind bereits erwähnt. Nicht minder wichtig aber sind seine Lackwaaren, sein Porzellan, seine Stahl- und Bronzewaaren und sein Papier. Der japanische Lack, aus dem Lackbaum, *Rhus vernica* gewonnen, ist der beste der Welt, er wird weder von kochendem Wasser noch von Säuren angegriffen, letztere müßten denn ägend sein, und die Kunstschler des Landes verstehen ihn auf das Geschmackvollste zu verwenden. Das Porzellan ist ebenfalls vorzüglich, feiner und durchsichtiger als das chinesische und dabei ungemein fest. Die Bereitung desselben erfordert viel Mühe, man rechnet, daß ein Geschirr bis zu seinem Fertigwerden durch nicht weniger als 72 Hände geht, und so ist sein Preis ziemlich hoch. Indes ist letzterer im Vergleich mit dem Preis unsres Porzellans immerhin 30 bis 40 Procent niedriger, und außerdem hat das Porzellan Japans einen viel höhern innern Werth als das beste europäische. Die Malerei war bisher nicht so geschmackvoll und fein wie die unsere. Indes sind die Fortschritte darin seit Eröffnung des Landes außerordentlich groß gewesen, und ebenso hat man seit vier Jahren die Formen europäischer Tafel- und Theeservice mit Glück nachgeahmt. Unser Berichterstatter sah Vasen, die durch ihre originelle Schönheit, ihre gefälligen Formen und ihre feine Malerei allgemeine Bewunderung erregten. Die Bronzewaaren, theils ciselirt, theils getriebne Arbeit, sind prachtwoll und dabei höchst wohlfeil. Selbst bei der feinsten Ciselirarbeit kauft man die großen Bronzesachen zu einem Preise, der kaum die Hälfte des Kupferwerths übersteigt, welche dieselben bei uns haben.

Das japanische Papier unterscheidet sich von dem unsern durch seidenartige Weichheit und merkwürdige Haltbarkeit, in Folge deren es zu vielen Zwecken verwendet wird, zu denen wir das unsere nicht gebrauchen können. Es wird aus der Rinde der jungen Zweige eines eigenthümlichen Maulbeer-

baums gemacht und zwar vorzüglich in Miako, wo Millionen von Centnern fabricirt werden. Nicht geleimt, läßt es sich mit Dinte nicht beschreiben, wohl aber eignet es sich vortreflich für den Druck. Man bedient sich seiner als Serviette und Taschentuch, man dreht daraus Bindfaden, der fast ebenso haltbar ist, wie der unsere von Hanf. Aus Papier bestehen sämtliche Fensterscheiben in den japanischen Städten. Ferner tragen die Japanesen im Winter Mäntel von gefirnisttem Papier, die sehr dauerhaft und vollständig wasserdicht sind, und von denen das Stück nur drei Thaler kostet. Besondre Erwähnung verdient endlich noch das ebenfalls zu allen möglichen Zwecken und in großen Massen verbrauchte Lederpapier, da es später vermuthlich zu den Ausfuhrartikeln gehören wird. In allen Dimensionen und Farben zu haben, läßt es sich vom Leder kaum unterscheiden. Es ist fast ebenso fest und zäh wie dieses, und da es sehr billig ist, würde es für unsere Buchbinder und Galanteriearbeiter von Wichtigkeit werden. Von dem gewöhnlichen guten Papier kaufte unser Gewährsmann in Jeddo für einen Thaler achthundert Bogen, von jenem Lederpapier für denselben Preis fünfundzwanzig Quadratfuß in den prächtigsten Farben und Mustern. Nur eine bei uns sehr gebräuchliche Verwendung des Papiers kennen die Bewohner Japans bis jetzt noch nicht: sie haben keine Banknoten und Kassenbillets.

Wir sehen, Japan hat uns sehr werthvolle Erzeugnisse zu bieten, und demgemäß wird sich auch ganz von selbst ein Importhandel bilden, der von Jahr zu Jahr wachsen und sich mit der durch die Ausfuhr steigenden Wohlhabenheit auf immer mehr Artikel erstrecken muß. Der Japanese hält durchaus nicht so streng auf das Herkommen wie der Chinese, er kauft im Gegentheil sehr gern europäische Waaren, aber bis jetzt war die consumirende Masse des Volks noch zu arm, um in großem Maßstab kaufen zu können. Allerdings wird vielen europäischen Fabrikzeugnissen in Japan selbst Concurrenz erwachsen. Die außerordentliche Anstelligkeit und das Nachahmungstalent der Japanesen lassen dies mit Gewißheit voraussagen, und man darf nicht glauben, den japanischen Markt mit allen denkbaren europäischen Erzeugnissen überschwemmen zu können. Aber es gibt einzelne Artikel, welche im Lande nicht erzeugt werden können und wofür sich dennoch bedeutende, besonders für Deutschland wichtige Absatzquellen eröffnen werden. Dahin gehört vor Allem Tuch, das man in Japan nicht fabriciren kann, da das Land keine Schafe hat. Seide und Baumwolle sind gegen die hier herrschende Winterkälte, die Eis und Schnee mit sich bringt, kein hinreichender Schutz, Pelze sind zu kostspielig, und so hatten sich die Fremden nicht zu wundern, daß die Japanesen an ihnen nichts wohlgefälliger betrachteten und beneidenswerther fanden, als ihre Tuchkleider. Das bisher von deutschen Häusern eingeführte Tuch wurde mit 100 bis 150 Procent Nutzen verkauft. Ebenso werden Shirtings und

Rattune von bestimmten Mustern mit der Zeit beträchtlichen Absatz finden, da der hiesige Baumwollenbau nicht von Bedeutung ist; ferner Glas, Teppiche, Decken und Drogen. Letztere werden schon jetzt in großen Quantitäten importirt. Teppiche und Decken erfordern lebhaftes Muster und quadratische Form; auch dürfen sie nicht zu theuer sein. Plüschteppiche liefert England und macht gute Geschäfte damit.

Von höchster Wichtigkeit kann endlich Japan für die deutsche Schifffahrt werden. Wie bekannt, ist bei weitem der größte Theil der Küstenschifffahrt Chinas in den Händen deutscher Rheder; mehr als zweihundert Fahrzeuge aus Hamburg, Bremen, Oldenburg, Hannover und Mecklenburg fahren das ganze Jahr hindurch für chinesische Kaufleute, und ihr Anlagecapital verzinst sich hierbei auf durchschnittlich fünfzig Procent. Ein Handels- und Schifffahrtsvertrag Preußens mit China hat diese Vortheile für alle Schiffe aus Zollvereinsstaaten sicher gestellt. Mißlang es dem Grafen Eulenburg, den preussischen Vertrag mit Japan auf ganz Deutschland auszudehnen, so ist diese Beschränkung von keiner Erheblichkeit. Selbst wenn die deutschen Schiffe nicht die preussische Flagge führen wollten und in Folge dessen für die nächsten Jahre von der Verbindung mit Japan ausgeschlossen blieben, könnte dies nur kurze Zeit währen. Schon zur Wahrung der materiellen Interessen werden sich die deutschen Fürsten über kurz oder lang genöthigt sehen, eine allen seefahrenden Deutschen gemeinsame Flagge zu schaffen, und die japanische Regierung wird, wenn Preußen mit dieser Flagge erscheint, der ursprünglichen Fassung des Vertrags ihre Zustimmung nicht mehr versagen. Die deutsche Schifffahrt wird dann sicher auch in Japan die Concurrenz anderer Nationen allmählig aus dem Felde schlagen.

Mit dem Jahre 1863 sollte nach den Verträgen der Hafen von Osaka dem Verkehr mit den Fremden geöffnet werden, und alle Kenner des Landes erwarteten schon von dieser Maßregel einen höchst bedeutenden Aufschwung des Handels. Osaka ist mit seinen hunderttausend Einwohnern eine der wichtigsten Städte des Reiches und durch seine Lage vorzüglich geeignet, Haupthandelsplatz von Japan zu werden. Es liegt zwischen Nangasaki und Jeddo an dem Binnenmeere, welches durch die Inseln Kjusiu, Sikoff und Nipon gebildet wird, und nur drei Meilen von Miako, der Residenz des Dairi oder Mikado entfernt. Von Miako aber hat sich die Civilisation über Japan verbreitet, und die alte Metropole gilt noch immer als der Mittelpunkt des Culturlebens der Nation. Alles, was von besonderer Güte, besonders feiner Arbeit ist in den Läden der Küstenstädte, kommt von Miako, so die besten Lacksachen, die schönsten Seidenstoffe, die kostbarsten und anmuthigsten Bronzevasen. Bis jetzt wurden diese Dinge größtentheils über Land von Miako nach Nangasaki, Jokuhama und Jeddo gebracht, und der Transport vertheuerte ihren Preis um min-

destens fünfzig Procent. Mit der Eröffnung von Osaka ändert sich dies vollständig, Nagasaki wird zum bloßen Kohlenhafen werden, Yokohama sehr viel einbüßen, Jeddo mit seiner reichen Rhede für Ein- und Ausfuhr nur noch sehr wenig benutzt werden. Die durchgreifende Umwandlung der commerciellen Verhältnisse Japans, welche die Eröffnung des Hafens von Osaka zur Folge haben muß, wird von der Regierung nicht verkannt, und da dieselbe auch ihre bedenkliche Seite hat, so ging daraus der Wunsch nach Aufschub des Eröffnungstermins hervor, der bei den Vertragsmächten durch die obengedachte Gesandtschaft angebracht wurde. Jene haben nur in einen Aufschub von zwei Jahren gewilligt, und die Gesandten wurden bestraft, weil sie nicht mehr durchgesetzt hatten.

Daß das Eindringen fremder Elemente in das ausländischen Einflüssen seit 1638 hermetisch verschlossene Land für letzteres mancherlei Unbequemlichkeiten haben und namentlich der Regierung Verlegenheiten bereiten, ja endlich eine vollständige Umgestaltung der bisherigen Verhältnisse hervorrufen würde, konnte von Anfang an keinem Einsichtigen verborgen bleiben. Mußte dies von jedem der ostasiatischen Reiche erwartet werden, welche mit Europa in Verkehr traten, so kamen in Japan Verhältnisse hinzu, welche von vornherein Keime zu Mißhelligkeiten und Zerwürfnissen enthielten, und dahin gehörten zunächst die Münzverhältnisse.

Als die westlichen Nationen, zuerst bekanntlich die Amerikaner, jenen Verkehr anzubahnen begannen, besaß Japan ein ganz eigenthümliches Münzsystem, welches von den Grundzügen unsrer Münzsysteme vollständig abwich. Es hatte Goldmünzen, die einen viel niedrigeren, und Silbermünzen, die einen viel höheren Cours hatten, als ihr Metallwerth nach unsern Begriffen betrug. Der Metallwerth des Kobang, der oblongen Goldmünze des Landes, war 6 Thaler 17 Silbergroschen, sein Cours dem Silber gegenüber aber nur  $4\frac{3}{4}$  Thaler. Der Metallwerth des länglich viereckigen Isebu, der Silbermünze, nach welcher hauptsächlich gerechnet wird, betrug dagegen ungefähr 15 Silbergroschen, sein Verhältniß zum Kobang und ebenso das Verhältniß aller größeren Silbermünzen, wie des Nibu (= 2 Isebu) das Saubo (= 3 Isebu) und des Riu (4 Isebu) war der Art, daß der Kobang bei Handelsgeschäften eben nur den obigen Courswerth hatte. Wie seltsam uns dies vorkommen mag, hatte es doch in Japan keine Unbequemlichkeiten, so lange die Regierung, die sich im ausschließlichen Besitze der Silberbergwerke befindet, kein ausländisches Silber in das Land kommen ließ. Mit Eröffnung der Häfen aber trat eine heillose Verwirrung ein. Sowohl der amerikanische als der englische Vertrag mit dem Teikun enthielt die Bestimmung, daß alles ausländische Geld in Japan gemäß seinem Gewicht im Verhältniß zum Gewicht der entsprechenden japanischen Geldmünzen in Japan Cours haben sollte, und die japanische Regierung

verpflichtete sich für die Dauer eines Jahres gegen ausländisches Geld ein gleiches Gewicht japanischen Geldes zu liefern. Weder Name noch Werth der Münzen war in Betracht gezogen, noch irgend eine Beschränkung, nicht einmal eine zeit- oder stufenweise, stipulirt. Schlaue Rechner in Amerika und England entdeckten bald diese Lücke in den Vertragsdocumenten und gelangten zu dem angenehmen Schluß, daß, wenn sie sich an den Buchstaben und nicht an den Geist derselben hielten, sie dem Schatz des Teikun einen Dollar, 1 Thaler 13 Silbergroschen, überreichen, dafür fast drei Ijebus erhalten und für diese Kobangs einwechseln konnten, welche ihnen also nicht viel über  $1\frac{1}{2}$  Thaler kosteten, während sie einen Goldwerth von mehr als  $6\frac{1}{2}$  Thaler hatten.

Die Regierung durchschaute dieses lucrative Geschäft allmählig und traf dagegen Maßregeln. Sie tauschte nicht nur keine Kobangs mehr aus, sondern erließ, um die Goldausfuhr zu hindern, ein Edict an ihre Unterthanen, in welchem denselben befohlen wurde, sämtliche im Umlauf befindliche Goldmünzen gegen Erstattung des landesüblichen Curses in Silber oder Kupfer abzuliefern. Das Volk hatte indeß durch seinen kurzen Verkehr mit den Fremden den Werth des Goldes besser schätzen gelernt und verkaufte seine Kobangs lieber jenen, welche ihm dafür 20 Procent mehr gaben, als die Regierung. Letztere hatte sich demnach gründlich verrechnet. Sie würde weit richtiger verfahren sein, wenn sie den Kurs des Goldes erhöht hätte. So aber ging alles Gold aus dem Lande, die Fremden allein zogen den Nutzen davon, und jetzt ist in Japan der Kobang fast zur Mythe geworden.

Die Minister des Teikun versuchten nun ihren Verlust auf anderem Wege wieder einzubringen. Der amerikanische Commodore Perry hatte in seinem Vertrag festgesetzt, daß der mexicanische Dollar als gangbare Münze und zwar zum Werthe von 1600 Seni oder Cash angenommen werden sollte. In China rechnet man auf den Dollar, je nach dem Kurs, 1000 bis 1200 Cash, und Perry glaubte deshalb kein übles Geschäft gemacht zu haben. Allein in Japan sind 1600 Cash nur ein Ijebu, dessen Silberwerth, wie bemerkt, nur 15 Silbergroschen beträgt, und wenn somit der Dollar dem Ijebu gleichgestellt war, so bezahlte jeder, der einen Gegenstand für Dollars kaufte, fast das Dreifache des eigentlichen Preises. Dabei war an einen Handelsverkehr nicht zu denken, und so reclamirten die Gesandten der Mächte dagegen. Aber Alles, was sie erreichten, war, daß ihnen, den Consulaten und dem Personal der Kriegsschiffe gestattet wurde, sich bei den Staatskassen so viele Ijebus gegen Dollars einzuwechseln, als sie zu ihrem Bedarf nöthig hätten, und zwar zu dem Kurs von 3 Ijebus für 1 Dollar mit Abzug von 4 Procent für die Umprägung. Die Kaufleute blieben von dieser Vergünstigung ausgeschlossen, die Begünstigten aber legten den Passus „als zu ihrem Bedarf gehörig“ unredlich aus. Es kamen Massen von Dollars aus China, die von den Consulaten

und den Besatzungen der Kriegsschiffe bei den Regierungskassen gegen Ijebus umgewechselt wurden, welche letzteren man alsdann den Kaufleuten gegen einen Profit von 20 bis 30 Procent überließ. Die indirecte Steuer, welche die Regierung auf Grund des niedrigen Curses des amerikanischen Silbers im Vergleich mit ihrem Silber von den Fremden zu erheben gedachte, war somit illusorisch gemacht, und die Staatskasse hatte nur die Mühe, die Dollars umzuprägen.

Es fanden infolge dessen fernere Verhandlungen statt, die zu folgender Modification führten. Die Gesandten, Consuln und Kriegsschiffe wurden im Wechseln beschränkt. Von letzteren sollte fortan der Offizier pro Tag nur drei, jeder sonstige Mann der Besatzung einen Dollar umwechseln dürfen. Dagegen wurde für die Kaufleute der Kurs des Dollars auf zwei Ijebus erhöht, so daß sie jetzt nur noch einen Verlust von etwa 30 Procent hatten. Dies ist immer noch ein fühlbarer Uebelstand, indeß wird sich das Mißverhältniß mit dem Wachsen des Imports von Jahr zu Jahr mehr ausgleichen und der Dollar schließlich den seinem Silberwerth angemessenen Kurs erhalten. Schon jetzt ist das zu merken; denn wenn ihn auch die Regierung nur zu 2 Ijebus nimmt, steht er im Handel und Wandel bereits um  $\frac{1}{6}$  höher.

Ähnlichen Verdruß wie mit dem Golde und Silber hatte die japanische Regierung auch mit ihren Kupfermünzen, den Seni oder Cash. Die Chinesen führten dieselben schiffsladungsweise aus dem Lande und machten damit in Schanghai und andern Orten die trefflichsten Geschäfte, da sie in Japan für einen Ijebue 1600 Cash bekamen, in China aber für 1000 bis 1200 Cash einen Dollar einwechseln konnten, eine Operation, die einen Nutzen von reichlich 300 Procent abwarf, und der die Japanesen nur dadurch ein Ende machen konnten, daß sie statt der bisherigen kupfernen Scheidemünze, die in Cash und Tempos ( $\frac{1}{16}$  Ijebu) bestand, eiserne einführten.

Ehe diese Verhältnisse einigermaßen geordnet werden konnten, herrschte in allen Kreisen Japans eine grenzenlose Verwirrung. Alle Preise, alle Gehalte, alle Contracte waren ins Schwanken gerathen, Viele erlitten erhebliche Verluste, mancher fand sich betrogen, und die Mehrzahl der Benachtheiligten schob die Schuld auf die fremden Eindringlinge, die schon aus andern Gründen ganzen Classen verhaßt waren und bisher eigentlich nur dem niedern Volke, dem Ackerbauer und Handwerker Nutzen gebracht hatten.

Wir sehen ab von dem ungebührlichen Auftreten einzelner von den neuen Bekannten der Japanesen und von dem Unbehagen, welches der Zwang hervorrufen mußte, dem man bei Eröffnung der Häfen in Jeddo nachgab. Jenes Auftreten mußte einer tüchtigen, ehrliebenden Nation sehr verlegend erscheinen, und dieses Unbehagen mußte bei einer Regierung, die bis dahin Zwang nur geübt, nicht erduldet hatte, doppelt so groß sein, als bei einer andern. Indesß würde sich der daraus entsprungne Widerwille gegen den Ver-

kehr mit dem Auslande allmählig gelegt haben, wenn nicht Befürchtungen in Betreff der Zukunft hinzugetreten und gewisse Classen des Volkes von den durch die Fremden ins Land gebrachten Neuerungen ganz besonders empfindlich betroffen worden wären.

Wie bereits angedeutet, hat der Teikun oder Siogun im Grunde genommen nicht das große Ansehen, welches man ihm gewöhnlich zuschreibt. Wie wenig er über seine Vasallen vermag, geht schon daraus hervor, daß einer derselben, der Fürst von Saguma keinem Unterthan des Teikun gestattet, die Grenzen seines Gebiets zu überschreiten, und daß er sich im Jahr 1860 erlauben konnte, kaiserlichen Gesandten den Eintritt in sein Land zu wehren. Die mit dem Teikun abgeschlossenen Verträge haben also nur für einen Theil Japans volle Giltigkeit, und sie werden auch in diesem von dem hohen Adel, den Daimios, nur theilweise gebilligt. Die Mehrzahl dieser Feudalherren erblickt in den Fremden Feinde ihrer Privilegien und Interessen, und viele derselben sind ebenso reich als mächtig. Fürsten wie der von Saguma besitzen ein Einkommen von jährlich 6 bis 7 Millionen Thalern und können Kriegsheere von 30,000 Mann ins Feld stellen. Bis zur Eröffnung des Reichs war fast alle Macht in den Händen der Daimios. Aus ihrer Mitte wurden die Minister und die Statthalter der Provinzen genommen. Ihnen gehörte beinahe der ganze Grund und Boden. Sie fixirten die Preise der Lebensmittel und aller Industrieerzeugnisse, nahmen von Allem ihre Rente und ließen den Producenten nur so viel, um nothdürftig leben zu können. Da die Bevölkerung Japans nicht sehr dicht ist und bis jetzt kein Export stattfand, so waren alle Producte sehr wohlfeil, und so konnten die Feudalherren mit geringem Aufwand ein großes Gefolge von Vasallen und Söldnern halten. Ein Jakonin (Gendarm oder Soldat) erhielt jährlich außer einem Quantum Reis nicht mehr als 40 Igebu Gold, und davon hatte er nicht nur seine Familie zu ernähren, sondern mußte sich auch in Seide kleiden.

Der Verkehr mit dem Auslande hat diese patriarchalischen Zustände bedeutend umgestaltet. Während die Bauern früher nur Reis und andere Feldfrüchte bauten und davon nicht mehr erzeugten, als nöthig war, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten und die ihnen auferlegten Abgaben zu gewinnen, verlocken sie jetzt die hohen Seidenpreise Maulbeerbäume zu pflanzen und andere lohnende Anlagen vorzunehmen. Die Folge ist eine erhebliche Vertheuerung der Lebensmittel. Das niedere Volk leidet hierunter nicht; denn der erhöhte Gewinn aus ihren Aeckern setzt die Producenten in den Stand, auch ihre Bedürfnisse theurer zu bezahlen und dem Arbeiter mehr Lohn zu geben. Der nicht producirende Adel dagegen und dessen nur consumirendes Gefolge wird von jener Veränderung der Preise empfindlich berührt, und neue Steuern aufzulegen würde bei dem conservativen Wesen des Landes ein gewagtes Unter-

nehmen sein. So blieb den Daimios nichts übrig als möglichste Verminderung der Zahlen ihres Gefolges, und eine solche hat schon mehrmals stattgefunden. Während der Anwesenheit der Preußen in Jeddo entließ der Fürst von Mito 500 seiner Jakonins, die, nun brotlos geworden, sämmtlich nach Jeddo kamen und hier die Verlegenheiten der Regierung vermehren halfen. Der Kaiser — oder vielmehr sein Cabinet, denn dieses allein regiert — bekam dadurch so viel Feinde mehr, da die Daimios nicht ermangelten, alle Schuld auf die Verträge zu schieben, die ihre Ausgaben vermehrt und sie zur Beschränkung ihres Hofhalts genöthigt hätten. Fast wäre hieran der preussische Vertrag gescheitert, und nur einem Ministerwechsel, welcher Männer an das Ruder brachte, welche das Ausland und seine Macht kennen gelernt hatten und außerdem Energie besaßen, war der günstige Ausgang der Verhandlungen zu danken. Die entlassenen Jakonins aber kühlten ihren Haß durch Ermordung des amerikanischen Legationssekretärs Heusken, und nur die kühne Haltung der Preußen bei der Beerdigung desselben ließ die Partei von dem Plane abstehen, bei dieser Gelegenheit sämmtliche Fremde niederzumetzeln.

Ein anderer wichtiger Umstand, welcher die Daimios, die Beamten und die Jakonins auf das heftigste gegen die Ausländer erbitterte, ist folgender. Vor Ankunft der Amerikaner hegte das gemeine Volk vor allen Höhergestellten mit Einschluß der Jakonins eine knechtische Ehrfurcht. Ja diese Unterthänigkeit hatte sogar zwei verschiedene Redeweisen geschaffen, die man fast verschiedene Sprachen nennen könnte, und von denen die eine, von Höhern gegen Niedere gebraucht, hart, scharf und rauh ist, während die andere, von gemeinen Leuten gegen Vornehme oder von Gleichen gegen Gleiche gesprochen, weich, angenehm und melodisch klingt. Begegnete ein Untergebener einem Vorgesetzten auf der Straße, so stand er sofort still, hockte nieder, legte die Hände auf den Boden, beugte den Kopf und verharrte in dieser Stellung, bis jener vorüber war. Kam aber ein Daimio mit seinem Gefolge von Hunderten oder Tausenden, so mußte sich Alles auf die Erde werfen, das Gesicht auf den Boden drücken und in dieser demüthigen Positur verbleiben, bis der Zug die Straße passiert hatte. Hätte jemand gewagt, den hergebrachten Tribut der Ehrfurcht zu verweigern, so würde er unfehlbar sofort unter den Schwertern der Jakonins gefallen sein. Auch hierin wurde es mit dem Eintritt der neuen Aera Japans anders. Die Europäer nahmen von den Herren mit zwei Schwertern — zwei Schwerter zu tragen, ist Privilegium und Zeichen des japanischen Adels — durchaus keine Notiz. Sie grüßten weder, noch traten sie auf die Seite, ja einzelne begingen absichtlich die Ungezogenheit, mitten durch einen solchen Zug hindurchzureiten. Die Jakonins, welche, wie überall die kleinen Herren, das Volk wo möglich noch mehr knechteten, als der höhere Adel, und die für sich mindestens denselben Grad von Ehrerbietung beanspruchten, der den Fürsten

erwiesen wurde, erfuhren von den Europäern geradezu eine verächtliche Behandlung und wurden namentlich da, wo sie diesen als Späher folgten, was bei jedem Spaziergang geschah, häufig mit Fußtritten regaliert. Sie rächten sich für solche Ehrenkränkung zwar durch einzelne Morde, und in Jokuhama fielen binnen wenigen Wochen zwei holländische und zwei russische Offiziere durch ihre Hand. Allein das durch die Drohungen der Gesandten und Kriegsschiffsbefehlshaber eingeschüchterte Gouvernement setzte solchen in der Regel bei Nacht unternommenen Ueberfällen bald ein Ziel, und die Drehpistolen der Fremden thaten, was sonst noch nothwendig war, um die Mordgesellen in Schach zu halten. Die Jakonins wurden fortan nur noch wegwerfender behandelt. Das Volk aber gewöhnte sich allmählig daran, dies mit anzusehen, ohne, wie zu Anfang, in stummem Entsetzen darüber zu erstarren. Es begann die Entwürdigung zu empfinden, die darin lag, daß es sich von diesen kleinen Machthabern geduldig unter dem Joch halten, hudehn und mißhandeln ließ, und bald war zu bemerken, daß die Lehre, die jenen über ihre Bedeutung ertheilt worden war, auch für das Volk nicht verloren sei. Das Ansehen der Doppeltbeschwerteten sank von Tage zu Tage, während das der bisher verachteten Kaufleute und Handwerker in gleichem Verhältniß stieg. Waren doch fast alle in Japan ansässig gewordene Europäer auch nur Kaufleute! Jene Jakonins wurden, weil ihr Gehalt trotz der steigenden Preise der Bedürfnisse derselbe blieb, viel ärmer, diese Handelsleute und Handwerker dagegen täglich wohlhabender, und da Geld, wie überall, auch in Japan — obwohl hier etwas weniger — seinen Einfluß übt, fühlten die Jakonins binnen Kurzem, daß sie fortwährend auf eine tiefere Stufe in der Gesellschaft herabrückten. Das einmal geweckte Selbstgefühl blieb aber hierbei nicht stehen, sondern trat auch äußerlich mehr hervor und wagte sich auch dem höhern Adel gegenüber zu zeigen. „Nicht allein in Jokuhama“, so erzählt unsre Quelle, „sondern auch in Jeddo sahen wir in den letzten Wochen die Leute nicht nur nicht mehr wie früher ihr Haupt bis in den Staub beugen, wenn ein Daimio durch die Straßen zog, sondern sich schleunigst in die Häuser begeben, um sich der Verpflichtung ganz und gar zu entziehen.“

Die Aristokratie müßte blind sein, wenn sie nicht eine Empfindung davon hätte, daß es, wenigstens in den der Herrschaft des Teikun völlig unterworfenen Theilen des Landes, mit ihrer Macht raschen Schrittes zu Ende geht. Sehr erklärlich ist daher, daß sie schon seit langer Zeit mit schlecht verhehltem Ingrimme auf die Fremden als die Hauptursache ihrer Benachtheiligung blickt und alle Anstrengungen macht, um die Regierung zu stürzen und den alten Zustand der Dinge zurückzuführen. Wie mächtig sie dem Teikun gegenüber ist, wurde schon bemerkt und wird durch einige Vorgänge der letzten drei Jahre weiter bewiesen. Durch ihre Machinationen wurde bewirkt, daß einer der Commissare,

welche mit Graf Eulenburg verhandelten, wegen zu großer Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Preußen, zu der bekannten Strafe verurtheilt wurde, „einen plötzlichen Blutsturz zu bekommen“, zu deutsch: sich selbst den Bauch aufzuschneiden. Durch sie erhielt der letzte Kaiser den Befehl, sich desgleichen zu thun, lediglich aus dem Grunde, weil er sich durch Abschluß des Vertrags mit den Amerikanern bei seinen scheinbar unterwürfigen, in Wirklichkeit aber den Kaiserthron beherrschenden Vasallen mißliebig gemacht. Durch einen aus der Mitte dieser Aristokratie wurde 1860 der wegen Minderjährigkeit des Thronfolgers eingesetzte Regent ermordet. Auf offener Straße mitten in Jeddo griffen die Leute des Fürsten von Mito die Säufte des Regenten an und schlugen letzterem den Kopf ab, und es gelang nicht einmal der Mörder habhaft zu werden.

Indeß so groß die Macht des Adels auch ist, scheint derselbe dennoch mit einem allgemeinen Losbruch zu zögern, und sicher in richtiger Erkenntniß, wie viel er damit wagen würde. Sollte die feudale Partei den Kampf wagen, so kann derselbe nur mit ihrer Niederlage endigen, da sich die fremden Mächte auf die Seite der Regierung des Teikun stellen werden, und andrerseits ein großer Theil des Volks für diesen eintreten wird. Durch den wachsenden Handel und das beständige Zufließen fremder Elemente bereitet sich eine sociale Revolution vor, und selbst ohne äußern Anstoß muß über kurz oder lang das geistig so begabte und so weit in der Cultur fortgeschrittene Volk Japans die Fesseln, die es jetzt trägt, abschütteln und die Freiheit gewinnen, welche es auf Grund jener Eigenschaften beanspruchen kann.

Der schlimmste Fall, der sich denken läßt, ist, daß die Regierung sich gezwungen glaubt, den Daimios nachzugeben und mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen die Fremden zu machen. Der Kampf wird dann ein harter werden und starke Heere werden nothwendig sein, um Erfolge wie in China zu erzielen. Aber das Ende wird dennoch der entschiedene Sieg der Civilisation sein.

Die militärischen Verhältnisse des Landes sind allerdings noch wenig bekannt. Zur Zeit der Portugiesen zählte das Heer des Teikun 100,000 Mann Fußvolf und 20,000 Reiter. Dazu kamen die Contingente der Vasallenfürsten, im Ganzen 368,000 Mann Infanterie und 39,000 Mann Cavallerie. Bei dem conservativen Charakter des Landes ist es möglich, daß die Armee desselben noch jetzt diese Stärke hat, doch ist wahrscheinlicher, daß die eigentlichen kaiserlichen Truppen nicht mehr so zahlreich sind; wenigstens sieht man in Jeddo nur wenige von ihnen. Dagegen mögen die Vasallencontingente dieselbe Zahl haben, wie einst; denn die Feudalfürsten haben sich stets darin gefallen, so viel Militär als möglich zu halten.

Nach dem Außern zu urtheilen, sind die japanischen Soldaten den chine-

fischen weit überlegen. Sie sind besser uniformirt und bewaffnet und zeigen einen jüngern und kräftigern Menschenschlag. Ob sie sich besser schlagen werden, ist eine andere Frage, die bis auf Weiteres dahingestellt bleiben muß. Wenn in dem Volke ein hohes Ehrgefühl und ein gewisser ritterlicher Sinn lebt, so kann doch ein fast zweihundertjähriger Friede schädlich gewirkt haben. Die Bewaffnung der Truppen des Teikun ist noch ziemlich urthümlicher Natur. Einige Bataillone sind mit Percussionsgewehren versehen, welche die Holländer gegen Kupfer geliefert haben, von denen jetzt aber schwerlich mehr als etwa 10,000 Stück ins Land gelangt sind. Wieder andere führen Luntenslinten, noch andere Piken, die meisten aber außer den allen gemeinsamen zwei Schwertern nur Bogen und Pfeile. Die Feldartillerie ist nach dem, was unser Gewährsmann davon sah, wenig werth, doch schien sie sich damals mit ihren alten eisernen Reumpfündern fleißig zu üben. Das Exercierreglement der mit Percussionsmusketen bewaffneten Infanterie ist das holländische. Die Uniform der Truppen ist unpraktisch: der lange weitärmelige Rock hindert schnelle Bewegungen, die Strohsandalen, welche nur durch einen Lederbügel zwischen der großen und der zweiten Zehe festgehalten werden, lassen keinen raschen und festen Tritt zu. Die Truppen einzelner Feudalfürsten sollen besser sein, und namentlich erzählt man von dem Prinzen von Saguma, daß er sein ganzes Heer mit Miniébüchsen bewaffnet habe, von denen in seinen eignen Fabriken allein schon 40,000 angefertigt worden seien. Von europäischer Taktik und Strategie aber ist auch hier selbstverständlich nicht die Rede, obwohl man den Preußen in Jeddo die brandtsche „Taktik der drei Waffen“ in japanischer Uebersetzung zeigte.

Mit ihrer Marine sind die Japanesen ebenfalls noch weit zurück, ja bis zur Ankunft der Amerikaner besaßen sie nicht ein einziges Kriegsschiff, was freilich auch nicht nothwendig war, da ihre Schiffe keine fremden Häfen besuchten und die Regierung allen Gelüsten ihrer Unterthanen nach Seeräuberei dadurch einen Damm vorgebaut hatte, daß ihre Gesetze jeden, der sich aus Sicht der Küsten entfernte, bei der Rückkehr mit dem Tode bestrafte. In früheren Jahrhunderten aber waren die Bewohner der japanischen Inselgruppe kühne und bis nach den indischen Gewässern und Gestaden gefürchtete Seefahrer.

Nach Eintritt der Absperrung des Landes änderte sich dies völlig, und um den Seeleuten jede Möglichkeit zu weiteren Touren zu benehmen, ließ die Regierung fortan nur noch kleine Dschonken bauen, die an gewissen Punkten so schwach construirt waren, daß ein hoher Seegang ihren sofortigen Untergang herbeiführen mußte, und die Besatzungen schon ihrer eignen Sicherheit halber gezwungen waren, sich stets in unmittelbarer Nähe der Küste zu halten. Der Abschluß des amerikanischen Vertrags machte diesem System ein sofortiges Ende. Mit der alten Politik war gebrochen, und die leitenden Staatsmänner besaßen

hinreichende Klugheit, um Alles aufzugeben, was nur eine Consequenz dieser Politik gewesen war. Zunächst gestattete man den Japanesen, Schiffe nach europäischem Modell zu bauen, dann geschah dies von Seiten der Regierung selbst. Die Minister begriffen, daß jener Vertrag nur der Vorläufer vieler andern sein, daß Japan in die Reihe der Seehandelsstaaten eintreten, und daß sein Handel dann den Schuß einer Kriegsflotte bedürfen werde.

Schon 1856 begann man in Japan Fregatten zu bauen, zunächst drei. Nichts wurde gespart, das schönste Holz, das beste Metall dazu verwendet, die tüchtigsten Baumeister dazu ausgesucht, und nach zwei Jahren schwammen die neuen mächtigen Schiffe stolz auf dem Wasser. Nur ein Fehler war daran zu finden, aber freilich ein großer. Da den Baumeistern kein europäisches Modell zu Gebote stand, suchten sie Ersatz in Zeichnungen, und diese fanden sich auf einer der öffentlichen Bibliotheken in einem russischen Werke über Schiffsbaukunst sehr genau und ins Einzelne gehend. Alle Schwierigkeiten schienen damit gehoben, die Fregatten entstanden als getreue Abbilder der Zeichnungen. Aber diese Zeichnungen waren aus der Zeit Peters des Großen, und so sahen die Europäer eines Tages plötzlich drei höchst wundersame Fahrzeuge in der Bucht von Nangasacki erscheinen, Schiffe, wie man sie vor hundert Jahren schon in Europa nicht mehr geschaut hatte.

Die Regierung ließ sich durch diesen ersten Mißerfolg nicht abschrecken. Holland und England lieferten, indem sie als Zugabe zum Vertrage jedes einen Kriegsdampfer schenkten, Modelle. Man verschrieb Maschinen aus Europa, und nach Verlauf von abermals zwei Jahren erschienen unter der rothen Flagge mit der weißen Kugel zwei treffliche neue Kriegsdampfer, bemannt mit wohlgeübten einheimischen Matrosen auf der Rhede von Jeddo. Das Lob, das dieselben ernteten, ermunterte zu energischem Weiterschreiten. Man besorgte sich von Holland Ingenieure zum Bau einer Maschinenfabrik in Hakanora bei Nangasacki, 1860 im Herbst war diese im Gange, und 1861 hatte sie bereits eine Dampfmaschine für eine Corvette sowie eine zweite für eine schwere Fregatte, deren Hölzer schon behauen wurden, fertig gebracht.

Jedenfalls ist es Japan vorbehalten, in nicht ferner Zeit in maritimer Beziehung eine Rolle zu spielen. Jetzt freilich hat seine neue Seemacht noch nicht einmal der kleinsten europäischen gegenüber Bedeutung. Und ebenso wenig würden die Befestigungen, welche die Hafenstädte und namentlich Jeddo gegen Angriffe zu Wasser schützen sollen, auch nur ein kleines europäisches Geschwader abhalten können, jene einzunehmen oder doch zu zerstören. Die fünf Forts, welche Jeddo auf der Wasserseite vertheidigen, können einer Flotte von größeren Kriegsschiffen europäischer Construction keinen vollen Tag Widerstand leisten. Unser Berichterstatter äußert sich über sie sogar noch geringschätziger. Er sagt:

„Sie liegen auf aufgeschütteten Inseln in einer Ost- und Westlinie vor

der Stadt und derselben noch nahe genug, um nöthigenfalls diese selbst bombardiren zu können. Diese Forts sind zusammen mit dreihundert Geschützen armirt und decken sich gegenseitig. Sie bestehen aus Mauerwerk mit einer Brustwehr von Erde ohne Schießscharten (d. h. die Geschütze schießen über Bank) und alle fünf sind kreisförmig und fast gleich groß. Nach ihrem Außern zu urtheilen, sind sie nicht über fünfzig Jahre alt, doch habe ich nicht erfahren können, wann sie gebaut wurden. Man sagt, die Japanesen haben russische Ingenieure dabei gehabt. Dies bezweifle ich. Aber wenn es wahr ist, so haben die Russen daran gedacht, daß sie über kurz oder lang selbst in den Fall kommen könnten, die Forts zu erobern, und sie für diesen Zweck eingerichtet. Von Außen sehen sie furchtbar genug aus, hat man sie jedoch in der Nähe betrachtet, so wird ein muthiger Mann sich keinen Augenblick besinnen, sie mit ein paar hundert Leuten anzugreifen und in wenigen Stunden alle fünf zu nehmen. Die Eingänge öffnen sich sämmtlich nach Norden. Ein hölzernes Thor verschließt sie, und sie führen ohne Zugbrücke oder Graben direct ins Innere. Vom Thor leitet ein circa funfzig Fuß langer und zwölf Fuß breiter Steindamm in das Wasser, an dem zehn Boote zu gleicher Zeit anlegen und mehre hundert Mann nebst Artillerie ausshiffen können. Dies kann in dunkler Nacht geschehen, ohne daß es von den Forts bemerkt wird, und sollte es auch bemerkt werden, so läßt es sich von Seiten der Besatzung nicht hindern, da die Angreifer bis dicht unter die hohen Mauern rudern können und dann sowohl gegen Geschütz- als Gewehrfeuer geschützt sind, während eine ihrer zwölfspündigen Bootskanonen sofort den schwachen Kehlverschluß zu sprengen und ihnen den directen Marsch ins Innere der Forts zu erzwingen vermag. Als während unsrer Anwesenheit sich eine Zeit lang die Verhältnisse für die Fremden so drohend gestalteten, daß alle Gesandten mit Ausnahme des preussischen und des amerikanischen Jeddo verließen und man nach der Ermordung des amerikanischen Legationssecretärs Heusken, unsres Dolmetschers, eine allgemeine Niedermelung der Europäer erwartete, lag es im Plane der auf der Rhede liegenden Kriegsschiffe, bei dem Eintritt eines solchen Ereignisses sofort auf jene Weise die Forts zu erstürmen und dadurch ganz Jeddo in die Hand zu bekommen.“

Wir kommen zum Schluß. Als im Jahre 1640 nach Erstürmung von Simabara die letzten Christen in Japan in einer großen Mezelei durch die Truppen des Teikun ausgerottet und alle Spuren des früher so weit verbreiteten Einflusses der Portugiesen grausam vernichtet waren, errichtete das triumphirende Japan über dem gemeinschaftlichen Grabe der Getödteten eine Denksäule mit folgender frevelhaft stolzen Inschrift:

„So lange die Sonne die Erde erwärmen wird, möge kein Christ so kühn sein, nach Japan zu kommen, und sei es Allen kund und zu wissen, daß selbst

der König von Spanien oder der Christen Gott oder der große Gott über uns Allen mit seinem Kopf büßen soll, wenn er wider diesen Befehl handelt.“

Die Sonne erwärmt die Erde noch, aber die Christen wohnen jetzt schon zu vielen Hunderten in Japan, und sie werden dort bleiben und sich von Jahr zu Jahr mehren. Die Sonne der Civilisation von heute duldet unter sich auch in den entferntesten Theilen der Welt keine Absperrung mehr. Japan wird, mag sein Adel wollen oder nicht, mag seine Regierung fördern oder wie bisher nach Kräften hemmen, dem Verkehr mit dem Westen geöffnet bleiben zu unserm Vortheil und nicht weniger zu seinem eignen. Gewaltfamer Widerstand würde einen Krieg entzünden, der binnen wenigen Wochen nicht bloß Jeddo, sondern auch Miako und alle wichtigen Theile der Küste in die Hände der Angreifer bringen müßte. Man darf annehmen, daß die Regierung dies begreift, und wenn die Feudalfürsten sich dieser Einsicht auf die Dauer verschließen, so ist mit Sicherheit vorauszusagen, daß sie in nicht langer Zeit eine Revolution gegen sich haben werden, welche, von der Regierung benutzt und von den Fremden unterstützt, ihre Macht für immer brechen wird.

## Der Spielberg.

Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts hat fast in allen Staaten das Gefängnißwesen eine vollständige, den Grundsätzen der Humanität entsprechende Umgestaltung erfahren, und die längere oder geringere Frist, welche diese Reformbestrebungen bis zu ihrer Verwirklichung bedurften, könnte als ein sicherer Maßstab für die Entwicklung der Gesetzgebung und der Aufklärung in den betreffenden Staaten gelten. Wenden wir dies auf Oestreich an, so ist das Resultat nicht günstig. Hier haben im Gefängnißwesen während der gedachten Periode zwar mehre Verbesserungen stattgefunden, aber eine gründliche Reform läßt noch immer auf sich warten. Die nur für leichte Vergehen bestimmten Arrestlocale der Bezirks- und Landesgerichte, die gewöhnlich von den Ständen der einzelnen Provinzen erhaltenen Arbeitshäuser, Besserungsanstalten und Strahnhäuser befanden sich schon früher in einem besseren Zustande, als die Gefängnisse für schwere gemeine, — aber auch für politische Verbrecher und die Kerker der Militärsträflinge.

Uebrigens waren selbst die Gefängnißlocale einer und derselben Gattung nicht überall gleich, und der Unterschied zwischen dem Criminal in Wien, Prag oder Graz und den finstern Kasematten einiger Festungen und Bergschlösser war auffallend genug\*).

\*) Wie es im Gefängnißlocal des wiener Landgerichts aussieht, hat vor kurzem der Journalist Max Fall, Mitarbeiter des „Wanderer“, im „Magyarország“ erzählt. Derselbe war wegen Preßvergehen einige Wochen hier detinirt, wurde aber fast ganz wie ein gemeiner Sträfling behandelt. Mit Mühe und nur durch besondere Begünstigung blieb er von dem gewöhnlichen Sträflingsanzug befreit, während der Pole Dinsty, ebenfalls wegen Preßvergehen verurtheilt, diesen anlegen mußte. Falls Zelle war sehr unwohnlich; sein Bett bestand aus drei Brettern, die auf Eisenstangen ruhten, einem Strohsack, Strohkopfkissen, Leintuch und Wolldecke; außerdem gab es hier noch zwei Bänke, ein hölzernes Wassergeschirr und das bekannte unaussprechliche Möbel. Der Gefangne hat um die Erlaubniß, sich eine Feder-